

Nils-Frederic Wagner

Personenidentität in der Welt der Begegnungen

Nils-Frederic Wagner

Personenidentität in der Welt der Begegnungen

Menschliche Persistenz, diachrone personale Identität
und die psycho-physische Einheit der Person

DE GRUYTER
ONTOS

ISBN 978-3-11-033524-8
e-ISBN 978-3-11-033627-6

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com

»Um ein Weniges nur übertreibend, möcht' ich sagen, dass wir nicht sind; wir bilden uns fortwährend neu und anders in dem Durchkreuzungspunkt aller Einflüsse, die in unser Daseinsgebiet hineinreichen.«
Rainer Maria Rilke

Für Bruno

Vorbemerkungen

Der vorliegende Text ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation, mit der ich im April 2013 an der Georg-August-Universität Göttingen promoviert wurde. Die Entstehung der Arbeit wurde von vielen Personen begleitet und gefördert, denen ich an dieser Stelle danken möchte.

Holmer Steinfath danke ich für die freundliche Bereitschaft zur Betreuung der Arbeit. Für originelle Überlegungen zu einzelnen Kapiteln danke ich Marya Schechtman und Anthony Brueckner, dessen 2007 an der University of California, Santa Barbara gehaltenes Seminar mein Interesse am Thema geweckt hat. Georg Northoff und Dieter Teichert danke ich sehr herzlich für die konstruktive Kommentierung des letzten Kapitels, die viele wertvolle Anregungen enthielt. Für die kritische Durchsicht einzelner Kapitel aus individualpsychologischer, bzw. psychotherapeutischer Sicht bedanke ich mich herzlich bei Dorothee König und Anne Kerstin Kuhlmeier. Ludwig Coenen bin ich zu besonderem Dank für das Lektorat des gesamten Manuskripts verpflichtet, das viele hilfreiche Hinweise aus dem reichhaltigen Fundus seines enormen philosophiehistorischen Wissens und scharfsinnigen Geistes enthielt. Rafael Hüntelmann und Gertrud Grünkorn danke ich für die Aufnahme des Buches in das Programm von De Gruyter.

Für den familiären Rückhalt, den Zuspruch und den Rat in schwierigen Zeiten bedanke ich mich herzlich bei meiner Mutter Beate Buss, meiner Großmutter Ingelore Wagner und meinem Onkel Jens Wagner.

Für die fortwährende freundschaftliche Zuwendung danke ich herzlich Jörn Gollisch, Oliver Kättlitz, Jens Rupp, Andreas und Dorothee König, sowie Ralf Buchner und Evelyn Schöttler.

In tiefer Verbundenheit und mit einem späten Bekenntnis andauernder Liebe bedanke ich mich von ganzem Herzen bei Silja Seinen für unsere gemeinsame Zeit. Silja war mir neun Jahre lang eine sehr liebevolle, fürsorgliche und nachsichtige Freundin.

Meinem Großvater Bruno Wagner, der die zentrale Bezugsperson meiner Kindheit und Jugend war, und dessen liebevolles, tief sinniges Wesen mir stets Halt und Orientierung gab, möchte ich dieses Buch widmen.

Borken, im Mai 2013

Nils-Frederic Wagner

Inhalt

0	Einleitung — 1
0.1	Aufbau der Arbeit — 5
0.2	Einführung in das Problemfeld personaler Identität — 8
0.2.1	Der philosophische Identitätsbegriff — 9
0.2.2	Diachrone personale Identität — 10
1	Menschliche Persistenz — 21
1.1	Das Körperkriterium — 21
1.2	Physisch-reduktionistische Identität: Bernard Williams — 24
1.2.1	Erinnerungskriterium, Körper und Verdopplungsproblem — 25
1.2.2	Eineindeutigkeitskriterium — 29
1.2.3	Nicht-Trivialitätsbedingung — 31
1.2.4	Sind Personen Körper? — 34
1.2.5	Zusammenfassung — 38
1.3	Biologisch-animalistische Identität: Eric Olson — 39
1.3.1	Sind wir wesentlich Personen oder Human Animals? — 42
1.3.2	War ich jemals ein Fötus? — 46
1.3.3	Können Human Animals denken? — 49
1.3.4	Sind wir wirklich Human Animals? — 53
1.4	Menschliche Persistenz als basales Kriterium personaler Identität — 58
1.4.1	Wann beginnt menschliches Leben? — 59
1.4.2	Menschliche Persistenz als Voraussetzung personaler Identität — 63
2	Personale Identität — 65
2.1	Die Unbestimmtheit personaler Identität: Derek Parfit — 66
2.1.1	Konstitutioneller Reduktionismus und das psychologische Kriterium personaler Identität — 68
2.1.2	Personale Identität und die Sorge um die eigene Zukunft — 75
2.1.3	Die Unerheblichkeit personaler Identität — 77
2.2	Identität als Narration der eigenen Lebensgeschichte: Marya Schechtman — 85
2.2.1	Charakterisierung und Reidentifikation — 86
2.2.2	Die vier elementaren Eigenschaften personaler Existenz — 88
2.2.3	Narrative Identität als Selbstkonstruktion und Bedingung des Personseins — 91

3 **Personalität und Selbstkonstitution — 103**

- 3.1 Die Konstitution von Personen: Lynne Baker — 104
- 3.1.1 Konstitution ohne Identität — 107
- 3.1.2 Die Erste-Person Perspektive — 112
- 3.1.3 Die Konstitution von Personen durch ihre Körper — 118
- 3.1.4 Persistenzbedingungen von Personen — 121
- 3.2 Praktische Bedingungen der Selbstkonstitution von Personen:
 Holmer Steinfath — 129
- 3.2.1 Gründe für die identitätskonstituierende Beschäftigung mit der
 Frage nach dem guten Leben — 133
- 3.2.2 Praktisches Überlegen, Selbstbestimmtheit und
 Reflektiertheit — 135
- 3.2.3 Kriterien personaler Selbstbestimmung — 138
- 3.2.4 Die Wandelbarkeit praktischer Identität und ihre Implikationen
 für unsere moralische Praxis des Verzeihens — 141
- 3.2.5 Die Relevanz praktischer Bedingungen von Personalität für
 Kriterien diachroner Personenidentität — 145
- 3.3 Selbstkonstitution und personale Integrität: Christine
 Korsgaard — 148
- 3.3.1 Die Struktur von Handlungen — 149
- 3.3.2 Praktische Identität — 152
- 3.3.3 Personale Integrität als rationales und gerechtes Handeln — 157
- 3.3.4 Selbstkonstitution, Ich-Identität und diachrone
 Personenidentität — 168

**4 **Die Einheit der Person als psycho-physischer Akteur – ein
 lebenspraktisches, epistemisches Kriterium — 170****

- 4.1 Verkörperlichung als reduktiver Materialismus — 174
- 4.2 Synchrone Personalität — 178
- 4.3 Diachrone Personalität — 182
- 4.4 Ich-Identität und intersubjektive Selbstkonstitution — 185
- 4.5 Epistemische Personenidentität: ein Kontinuum zwischen
 Menschsein und Personsein — 192
- 4.6 Ein neurophilosophischer Ausblick — 200

5 **Literatur — 208**

0 Einleitung

»[...] the Practical Realist takes the world of common experience as the source of data for philosophical reflection. The world that we live and die in – the world where we do things and where things happen to us – is the arena of what really matters to all of us, from the least to the most reflective among us. [...] Persons play a prominent part in the world of everyday life. The attempt to understand persons and their bodies, then, may be seen as metaphysics in the vein recommended by Practical Realism: philosophical reflection on what is found in the world that we all live in and that we all care about.«¹

Philosophie, verstanden als der uns Menschen – oder präziser gesagt, uns als *Personen* – eigentümliche, humanistische Wunsch danach, zu ergründen, was *die Welt im Innersten zusammenhält*,² und zu deuten, welche Art von Wesen wir fundamental sind, erhebt nicht den Anspruch, letzte, absolute Wahrheiten zu postulieren. Sondern eine auf diese Weise verstandene Philosophie kann moderater als *educated guess* darüber aufgefasst werden, was uns als reflektierende und evaluierende Wesen im Kern unserer Existenz umtreibt. Wenn im Verlauf der vorliegenden Arbeit in diesem Zusammenhang von *uns* und von *wir* die Rede ist, so ist damit keine von vorn herein festgelegte Referenz³ gemeint, sondern, in Anlehnung an Bernard Williams, ein exploratives *Wir der Einladung*: „It is not a matter of “I” telling “you” what I and others think, but of my asking you to consider to what extend you and I think some things and perhaps need to think others.“⁴ In diesem Sinn ist die vorliegende Arbeit im Bezugsrahmen einer weit verstandenen philosophischen Anthropologie angesiedelt.

Sofern die Philosophie mit ihren Mitteln Antworten auf existentielle Fragen zu geben beabsichtigt, kann sie nur versuchen, alle relevanten und uns zugänglichen Informationen mit Hilfe rationaler Überlegungen zu einer logisch kohärenten Theorie zusammenzutragen und diese auf der Grundlage von Methoden und Resultaten der zeitgenössischen empirischen Wissenschaften zur kritischen Diskussion zu stellen.

1 Baker (2000): S. 22 f. Personen und ihren Körpern auf der Basis metaphysischer Überlegungen auf die Spur zu kommen halte ich – wie ich in der vorliegenden Arbeit zu zeigen versuche – im Unterschied zu Baker allerdings nicht für erfolgversprechend.

2 Goethe (1808): Vers 382. Über die zweifellos interessante Frage nach möglichen Motiven für die philosophische Beschäftigung mit existentiellen Fragen, die wohl am ehesten in einer Form von Angstreduktion (im Sinn davon, dass Phänomene, die man versteht weniger Angst auslösen) zu suchen sind, werde ich nicht viel zu sagen haben.

3 Vgl. Steinfath (2001): S. 12.

4 Williams (1973): S. 171.

Was bedeutet es, woher wissen wir und warum ist es uns wichtig, dass wir über die Dauer unseres Lebens als *individuelle Personen* fortbestehen?⁵ Fragen solcher Art betreffen den Kern unserer Existenz.⁶

Schon bei einem flüchtigen Blick in die einschlägige Literatur drängt sich – angesichts der Wagonladungen voller Bücher zu diesem Themenkomplex – jedoch die Frage danach auf, was eine weitere, systematische Beschäftigung mit der Thematik diachroner Personenidentität rechtfertigt.

Meines Erachtens ist das Vorhaben der vorliegenden Arbeit besonders damit zu begründen, dass oft eine notwendige Trennung der Frage nach diachroner Personenidentität in metaphysische und epistemische, bzw. theoretische und praktische Dimensionen übersehen wird; und überdies die Fokussierung in der analytischen Philosophie vor allem auf metaphysischen Fragestellungen liegt, die sich mit kontrafaktisch theoretischen Eventualitäten herumschlagen, die jedoch – zumindest meiner Auffassung nach – den Kern der Frage verfehlen und sodann keine existentiell bedeutsamen Antworten zu geben im Stande sind.

Die Idee der vorliegenden Arbeit ist es, diese perspektivische Einschränkung zu beheben und den Fokus vor allem auf die sich im intersubjektiven Raum manifestierenden praktischen und epistemischen Bezüge diachroner Personenidentität zu legen. Eine *epistemische* Betrachtungsweise soll demnach ergründen, was unsere Erkenntnis in der Weise leitet, dass sie uns eindeutige Evidenz dafür liefern kann, was wir mit diachroner Personenidentität in der

⁵ Selbstverständlich implizieren diese Frageformulierungen bereits die Annahme, dass es überhaupt der Fall ist, dass wir uns als persistierende Wesen erfahren und insofern sind sie nicht vorurteilsfrei. Diese, von mir als grundlegende Prämisse akzeptierte Annahme, wird nicht von allen Philosophen geteilt. Gegenteiliger Ansicht sind Vertreter s. g. *vierdimensionaler Stage-Theorien* der Persistenz (oder auch *perdurante theory* als Gegenbegriff zu *endurance* genannt), auf die ich aufgrund einer notwendigen Eingrenzung des Gegenstandsbereiches, und der aus meiner Sicht kontraintuitiven Grundannahme, nur am Rande Bezug nehme. Die Grundidee derartiger Theorien besagt, dass Personen aus voneinander weitestgehend unabhängigen, temporalen Teilen bestehen, die genauso dimensional existieren wie räumliche Teile. Prominent hierzu siehe: Lewis (1986), Sider (2001) und Lowe (2007a). Galen Strawson spricht, um diesen Unterschied zu markieren, von *diachronic* versus *episodic parts*. Vgl. Strawson (2007): S. 22.

⁶ Die vorliegende Arbeit ist naturgemäß durch den kulturellen Hintergrund in dem sie entstanden ist beeinflusst und legt demnach ein Verständnis personaler Identität und Individualität zugrunde, das sich wesentlich von der Auffassung und dem Stellenwert der personale Identität in anderen Kulturkreisen einnimmt unterscheidet. So wird beispielsweise im asiatischen und indischen Kulturkreis der Kollektivität personalen Lebens weitaus mehr Bedeutung beigemessen als dem okzidental deutlich individualistischer akzentuierten Verständnis personaler Identität und personalen Lebens.

praktischen Wirklichkeit *meinen* und wir dadurch *erkennen*, woran ebendiese hängt. Dem zugrunde liegt ein intersubjektiv überprüfbarer Erfahrungsbezug unseres Wissens über die soziale Realität in der wir leben; dieser Erfahrungsbezug bestimmt unser Personsein und infolgedessen auch unsere Personenidentität. In unserer alltäglichen Lebenspraxis rekurren wir bei der Identifikation und Reidentifikation von Personen auf die *Normalbedingungen* der tatsächlichen Lebenswelt. Unser Personenbegriff ist innerhalb der Konturen dieser Normalbedingungen auf ein tragfähiges Verweisungsnetz von Grundbegriffen personaler Referenzen wie *Ich* und *Du* angewiesen, ohne die unser begriffliches Verständnis von Personsein nicht funktioniert. Die Kriterien, anhand derer wir über unser Personsein und infolgedessen über unsere Personenidentität nachdenken, entspringen also der sozialen Wirklichkeit, in der wir leben, und können demzufolge nur einer Anwendung innerhalb dieser Grenzen standhalten, die aus metaphysischer Perspektive möglicherweise schmal erscheinen. Es leuchtet nicht ein, warum wir erwarten sollten, dass unser Personenbegriff auch bei der Betrachtung metaphysischer, in hohem Maße kontraintuitiver und überdies kontrafaktischer Szenarien aufschlussreich sein sollte und auch noch informative, oder gar normativ bindende Erkenntnisse über unsere Personenidentität liefern können sollte. Warum sollte es uns kümmern, ob jemand, der auf der Erde einen Teletransporter beträte und dessen atomare Bestandteile auf dem Mars exakt reproduziert würden, nach wie vor ein und dieselbe Person wäre oder nicht? Dieses prominente, von Derek Parfit ins Feld geführte, Gedankenexperiment „[...] und all das andere bizarre Zeug [wird] bis auf den heutigen Tag mit erbittertem philosophischen Ernst diskutiert [...]“.“⁷ Diesem Skeptizismus folgend, bildet die intersubjektive Konstitution von Personen in der sozialen Wirklichkeit den Fluchtpunkt der vorliegenden Arbeit; um auf diese Intersubjektivität hinzuweisen, verwende ich den Begriff *Welt der Begegnungen*.⁸ Dieser Begriff weist auf einen Mangel in der analytischen Debatte hin, in der Personen oftmals als von der sozialen Welt *losgelöste* Entitäten betrachtet werden. In diesem Sinn kommen in einem Verständnis das Personen in der Welt der Begegnungen verortet die kontingenten faktischen Normen und Strukturen der Handlungswelt zur Geltung, die wir meiner Auffassung nach als relevanten Bezugspunkt für die Untersuchung unserer diachronen Personenidentität annehmen sollten.⁹ Auf diese Weise gesehen ist ein epistemischer Zugang zu dia-

7 Kemmerling (2007b): S. 553.

8 Diese Redeweise übernehme ich von Lynne Baker, die den Begriff *world of encounter* verwendet. Vgl. Baker (2007c): S. 17 ff.

9 Auf die Intersubjektivität der Handlungswelt weist bereits Friedrich Heinrich Jacobi hin, indem er sinngemäß sagt: *Ohne Du kein Ich*. Vgl. Jacobi (1787).

chroner Personenidentität, der Personen in der lebenspraktischen Welt der Begegnungen betrachtet, freilich selbst eine perspektivische Einschränkung. Diese erscheint jedoch sinnvoll, weil sie am ehesten einkreisen hilft, was für uns – als über unsere Identität nachdenkende Personen – wirklich zählt; mit Parfit gesprochen: *what matters*.

Um das, was wirklich zählt, näher bestimmen zu können, wird zunächst erarbeitet werden, welche Bedingungen des Personseins und demzufolge welche Kriterien der Identität von Personen über die Zeit, aus der Diskussion paradigmatischer Theorien personaler Identität in der analytischen Philosophie herauspräpariert werden können. Dass insbesondere die konstitutiven Bedingungen des Personseins anzugeben, einer Herkulesaufgabe gleichkommt, wird klar, wenn man sich die Undurchsichtigkeit des Personenbegriffes vor Augen führt. Andreas Kemmerling konstatiert:

Etwas, das an dem Begriff der Person zutiefst verwirrend ist, ist dies: sein unerschöpflicher Reichtum. Selbst der basale und dürrste >ontologische<, Begriff der Person ist unerschöpflich vielfältig. Und es ist völlig unklar, welche seiner Merkmale Kernbestandteile sind – und welche eher an den begrifflichen Rand gehören oder vielleicht sogar nur als von anderen abgeleitet zu betrachten sind.¹⁰

Dieter Teichert weist darauf hin, dass der Personenbegriff kein im engeren Sinn theoretischer Begriff ist und insofern keine einzelwissenschaftliche Theorie oder philosophische Teildisziplin dem Anspruch gerecht werden kann, aus eigenen Ressourcen einen zugleich allgemeingültigen und substantiellen Personenbegriff zu formulieren.¹¹ Trotz dieser Undurchsichtigkeit, Vielschichtigkeit und Vagheit wird versucht, ein Personenbegriff zu plausibilisieren, dessen Kern in einer Verbindung von drei fundamentalen Merkmalen liegt, die uns vor allem als Handlungs-, aber auch als Erfahrungssubjekte auszeichnen: unsere emotionale, volitive und kognitive Beschaffenheit. Personen werden demnach durch ihr Fühlen, Wollen und Denken und somit durch ihr Wirken in der Welt und durch das Wirken der Welt auf sie, konstituiert. Mit dieser Konzeption der Person als sozial relational bestimmter *Akteur* wird versucht, der angesprochenen Vagheit ein vereinheitlichendes Gegengewicht entgegenzustellen.

Auf der Basis dieser Überlegungen wird im letzten Kapitel der vorliegenden Arbeit ein synthetisches Kriterium epistemischer Personenidentität stark zu machen versucht, dessen Ziel es ist, zu beantworten, was es bedeutet und woher wir wissen, dass wir in lebensweltlich relevanter Weise als diejenigen Per-

¹⁰ Kemmerling (2007b): S. 544 f.

¹¹ Vgl. Teichert (1999): S. 6.

sonen, die wir als je einzelne sind persistieren. Um solche Antworten geben zu können, müssen zuvor zwei damit verbundene Fragen gestellt und beantwortet werden: (1) Was sind lebensweltlich relevante Bezüge; also was meinen wir eigentlich damit, wenn wir von der praktischen Wirklichkeit, als der Welt in der wir leben, sprechen? (2) Warum scheint es überhaupt der Fall zu sein, dass es uns wichtig ist, über die Dauer unseres Lebens als bestimmte Personen fortzubestehen? Individuelle Personen, die etwas in qualitativ distinkter Weise wichtig nehmen, und die in ihrer Besonderheit unersetzbar sind.

Auf der Grundlage *menschlicher Persistenz* als der *Ermöglichungsbedingung*, dem biologischen Fundament unserer personalen Existenz, werden vier konstitutive Bedingungen ausgemacht, die unsere Personenidentität bestimmen: *Personalität*, *psychologische Kontinuität*, *Narrativität* und *Selbstkonstitution*. Die Konvergenz dieser Modalitäten wird als dasjenige Konglomerat ausgemacht, was für uns wirklich zählt, wenn wir uns fragen, warum wir als je einzelne Personen fortbestehen. Es wird für ein synthetisches Kriterium argumentiert, in dessen Zentrum ein lebenspraktisches Verständnis von Personenidentität als einer graduierbaren Relation steht, die unsere Existenz auf einem *Kontinuum* zwischen *Menschsein* und *Personsein* lokalisiert. Auf diese Weise wird versucht, sowohl der perspektivischen Einschränkung der gesamten analytischen Debatte auf die Frage nach numerischer Identität von Personen über die Zeit in der Gestalt von: „Ist Person x zum Zeitpunkt t_1 mit Person y zum Zeitpunkt t_2 identisch?“ zu begegnen, als auch die vielfach dualistisch motivierten Einwände, mit denen Kriterien personaler Identität umzugehen haben, zu entschärfen.

0.1 Aufbau der Arbeit

In den ersten drei Kapiteln der vorliegenden Arbeit wird vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zunächst analysiert, welche paradigmatischen Theorien personaler Identität in der Literatur diskutiert werden, welche Vor- und Nachteile diese Theorien haben, und, warum letztlich alle dieser Kriterien zur Bestimmung personaler Identität Einwände auf sich ziehen, die eine informative, nicht-zirkuläre Antwort auf das Phänomen diachroner Personenidentität in der praktischen Wirklichkeit verhindern.

Differenziert wird zwischen drei verschiedenen paradigmatischen Ansätzen, die unsere Personenidentität mittels reduktiver Erklärungen auf bestimmte, partikuläre Tatsachen herunterbrechen: (1) Theorien physischer, bzw. biologischer Kontinuität; (2) Theorien psychologischer Kontinuität, bzw. Narrativität; und (3) Theorien qualitativ evaluativer Selbstkonstitution.

Neben einer sowohl metaphysischen, als auch ontologischen Fragwürdigkeit der verschiedenen Ansätze in (1) und (2), wird eine kognitive Verengung und Einschränkung auf eine vorwiegend introspektiv zugängliche Kriterienbestimmungen personaler Identität in (3) diagnostiziert, die in der vorliegenden Arbeit dadurch aufzulösen versucht wird, dass der sozialen Situiertheit von Personen, also der interaktionistischen Dimension personaler Identität, mehr Beachtung zukommt.

Die Analyse paradigmatischer Theorien personaler Identität fällt allerdings nicht nur destruktiv aus; es werden aus den verschiedenen, konkurrierenden Ansätzen die für unser Personsein konstitutiven Modalitäten herausdestilliert, ohne jedoch ihre metaphysisch behafteten Nachteile mitzutragen. D. h., das beworbene Kriterium lebenspraktischer, epistemischer Personenidentität versucht die Vorteile paradigmatischer Ansätze zu vereinen, und zugleich – um die Kompatibilität der Vorteile dieser einander entgegengesetzten Theorien zu ermöglichen – in ihrer Synthese über sie hinauszugehen.

Mit der Vorlage eines epistemischen Kriteriums von Personenidentität in der praktischen Wirklichkeit soll auf diese Weise eine Antwort auf die Frage danach gegeben werden, was wir eigentlich damit meinen, und worauf es uns *tatsächlich* ankommt, wenn wir davon ausgehen, über die Dauer unseres Lebens als eine bestimmte, individuelle Person zu persistieren.

Der Fokus auf praktische Bezüge personaler Identität wird deswegen einer metaphysischen Beschäftigung vorgezogen, weil hinter der Idee personaler Identität – und dies sowohl aus praktischer Perspektive, als auch aus theoretisch motivierten Überlegungen – unsere gegenwärtige, praktisch greifbare Sehnsucht nach *Überleben*, nach *Beständigkeit* unsere Existenz in der Welt in der wir leben, steht. Damit wird der Gegenstandsbereich der vorliegenden Arbeit insbesondere auf lebensweltlich relevante Bezüge der Frage nach diachroner Personenidentität eingekreist, weil nur innerhalb einer solchen *Diesseitigkeit* der Betrachtung des Phänomens diachroner Personenidentität substantielle Antworten zu suchen und zu finden sind.

Trotz größter Bemühungen und meiner Überzeugung von der Plausibilität des im vierten Kapitel der vorliegenden Arbeit skizzierten synthetischen Kriteriums epistemischer Personenidentität in der Wirklichkeit, wäre es – gemessen am Umfang der philosophiegeschichtlichen Beschäftigung mit der Frage nach personaler Identität – anmaßend, davon auszugehen, man sei der Weisheit letzten Schlusses auf den Fersen. Die in der vorliegenden Arbeit vorgeschlagene Antwort erhebt demnach nicht den dogmatischen Anspruch als unwiderlegbare, absolute Wahrheit daherzukommen, sondern skizziert eine – *all things considered* – möglichst plausible Theorie der sich gegenseitig bedingenden Modalitäten diachroner Personenidentität in der praktischen Wirklichkeit, die

den Kern unserer Existenz in einer kontinuierenden Einheit zwischen Menschsein und Personsein ausmacht, die in eine sozial relational bestimmten Welt der Begegnungen eingebettet ist.

Mit dieser Betrachtungsweise geht sogleich eine Einschränkung einher: ich werde nicht versuchen, eine Theorie vorzulegen, die allen gedankenexperimentellen Szenarien – insbesondere nicht den vielfach verwendeten kontrafaktischen Science-Fiction Gedankenexperimenten – Rechnung trägt und ein metaphysisch unanfechtbares Kriterium personaler Identität vorzulegen beabsichtigt. Dieses Vorhaben erscheint mir – wie ich in der Beschäftigung mit den paradigmatischen Ansätzen zu personaler Identität in den ersten drei Kapiteln der vorliegenden Arbeit zu zeigen versuche – ohnehin ein Fass ohne Boden zu sein. Es leuchtet überdies grundsätzlich nicht ein, warum Kriterien zur Bestimmung personaler Identität, die uns Auskunft darüber geben wollen, warum wir in der Welt, in der wir leben, persistieren, in tragenden Teilen von der Beurteilung kontrafaktischer Szenarien abhängig gemacht werden sollten. Ich werde in der Erarbeitung der für uns in der praktischen Realität relevanten Kriterien personaler Identität demnach höchstens zum Zweck der Illustration bestimmter Gedanken auf metaphysische Überlegungen zurückgreifen. Als illustrierende Aufhellung bestimmter Intuitionen können kontrafaktische Szenarien in diesem Sinn durchaus erkenntnisgewinnend sein; auf ihre Konsultation muss demnach nicht vollständig verzichtet werden und sie lässt sich auch nicht immer vermeiden. Die Betrachtung derartiger Gedankenexperimente kann m. E. jedoch nicht dazu dienen, sich der Wahrheit anzunähern, sondern bestenfalls, um herauszufinden, wie, bzw. *ob* unsere begriffliche Bestimmung personaler Identität überhaupt außerhalb der faktischen Grenzen der praktischen Wirklichkeit funktioniert, und welche Intuitionen derartige Szenarien mobilisieren.

Das Anliegen der vorliegenden Arbeit ist es folglich, den Versuch zu unternehmen, zu zeigen, wie die kritische Rezeption paradigmatischer Theorien diachroner personaler Identität letztlich zu einem lebenspraktischen Kriterium personaler Identität führt, in dessen Zentrum wir als *fundamentale Entitäten* aufgefasst werden, die sich Zeit ihres Lebens auf einem Kontinuum zwischen Menschsein und Personsein bewegen. Es wird der Versuch unternommen, lebenspraktische Personenidentität – auf einer empirisch tragfähigen Basis stehend¹² – zu plausibilisieren und auf diese Weise vor allem Antworten auf reelle-

¹² Die nähere Bestimmung einer solchen empirisch tragfähigen Basis bedarf *ipso facto* empirischer, vor allem neuro- und sozialwissenschaftlicher Analysen, die ich in der vorliegenden Arbeit nicht leisten kann und die demnach zugleich Einschränkung dieser Arbeit und Ausblick auf notwendig folgende Analysen, die im Zuge einer weiterführenden Beschäftigung mit epi-

bensweltlich relevante Kontroversen bei der Bestimmung personaler Identität geben zu können. Die zentrale Stellung eines Kontinuums zwischen Menschsein und Personsein ist dabei hilfreich, weil auf diese Weise reallebensweltliche Fragen zur personalen Identität nicht eindeutig eine – in manchen Fällen höchstens arbiträr zu treffende – Entscheidung darüber fällen müssen, ob es sich bei der Entität deren Persistenz in Frage steht, nun zu jedem Zeitpunkt zweifelsfrei um eine Person oder um einen Menschen handelt.

Im folgenden Abschnitt wird zunächst ein einleitender Überblick über die Begriffsbestimmung (personalen) Identität gegeben und die verschiedenen Lösungsansätze zum Problem diachroner personaler Identität in der analytischen Philosophie, mit ihren Bezügen zu empirischen Disziplinen und deren Beschäftigung mit dem schillernden Begriff personaler Identität, vorgestellt. Aus der Fülle der in diesem Überblick vorgestellten Ansätze werden anschließend die jeweils meines Erachtens überzeugendsten Spielarten der paradigmatischen Theorien ausgewählt und einer kritischen Analyse unterzogen. Die Ergebnisse dieser Analyse führen schließlich – wie bereits erwähnt – zu einem lebenspraktischen Kriterium diachroner Personenidentität in der praktischen Wirklichkeit.

0.2 Einführung in das Problemfeld personaler Identität

Das Problem personaler Identität in der Philosophie hat seinen historischen Ausgangspunkt bei John Locke, der den Anstoß zur gegenwärtigen Debatte über diachrone personale Identität in der zweiten Auflage seines 1694 erschienenen *Essay Concerning Human Understanding* gab. Locke fügte dieser Auflage ein Kapitel über das generelle Verhältnis zwischen Identität und Verschiedenheit hinzu, worin auch die Frage nach diachroner personaler Identität behandelt wird. Seine dort publizierte Theorie kann als *locus classicus* gelten und eröffnete eine bis heute andauernde – zwischenzeitlich abgeebbte – äußerst kontroverse philosophische Diskussion, die vor allem im Paradigma der analytischen Philosophie geführt wird. Lockes eigene Antwort auf die Frage danach, worin über die Zeit andauernde personale Identität besteht, wird vielfach verkürzt der Kategorie eines Erinnerungskriteriums zugeordnet. Wenngleich er selbst in den einschlägigen Stellen seines Textes nie von *memory*, sondern immer von

stemischer Personenidentität nötig wären, bedeutet. In Kapitel 4.6 der vorliegenden Arbeit skizziere ich ein solches *neurophilosophisches* Vorgehen.

consciousness als hinreichender Bedingung für personale Identität spricht.¹³ Beachtlich ist, wie viele der aufkommenden Schwierigkeiten die mit dem Versuch personale Identität näher zu bestimmen verbunden sind, Locke bereits erkannt hat.

In der vorliegenden Arbeit liegt der Fokus insbesondere auf der zeitgenössischen – vorwiegend im angelsächsischen Sprachraum geführten – Diskussion, die sich aus Repliken auf Lockes Theorie ergeben hat und, davon ausgehend, in viele verschiedene Richtungen führt.

0.2.1 Der philosophische Identitätsbegriff

Der in der Philosophie und in vielen angrenzenden Disziplinen verwendete Terminus Identität gehört zu den schillerndsten geistes-, sozial- und neuerdings auch neurowissenschaftlichen Begriffen überhaupt. Auch in unserem alltäglichen Sprachgebrauch wird er vielfach verwendet. Insofern wundert es nicht, dass der Begriff Identität in vielen verschiedenen Konnotationen gebraucht wird; wir Unterschiedliches meinen, wenn wir von Identität sprechen und sich bisweilen keine einheitliche Verwendung etabliert hat. Obgleich Konsens darüber besteht, dass der Begriff Identität eine hohe Relevanz für verschiedene Teilbereiche philosophischer Debatten hat. Vor allem in der Philosophie des Geistes, in der Ethik (dort z. B. in Abtreibungsdebatten, die allesamt mit der Zuschreibung eines besonderen moralischen Status des Menschen, der zumeist an den Personenbegriff gebunden ist, zusammenhängen), und gegenwärtig immer stärker in der s. g. *Neurophilosophie*,¹⁴ wird (personale) Identität diskutiert.

13 Vgl. Locke (1694): Kapitel 27. Man wird Locke daher wahrscheinlich gerechter, wenn man seinen Ansatz als eine erste Spielart einer psychologischen Kontinuitätsrelation versteht, die – zwar wesentlich – aber nicht ausschließlich auf Erinnerungen als identitätskonstituierende Bedingung rekurriert.

14 Autoren wie Georg Northoff versuchen empirisch zugängliche Daten mit philosophischen konzeptuell-logischen Begrifflichkeiten zusammenzubringen, bzw. diese philosophisch zu interpretieren. Northoff (2001) versucht in seiner Arbeit zu klären, welchen Einfluss operativ-implantative Eingriffe in das Gehirn auf die personale Identität von Parkinson Patienten haben. Außerdem gibt Northoff einige interessante Hinweise darauf, warum manche, in der philosophischen Debatte vielfach diskutierte Gedankenexperimente auch aus theoretischer Sicht wenig gehaltvoll sind, da ihre Prämissen in tragenden Teilen grundlegend nicht mit der Funktionsweise unseres Gehirns übereinstimmen und somit mit empirisch falschen Annahmen operieren, die letztlich zu wertlosen Konklusionen führen. Kapitel 4.6 dieser Arbeit bietet einen kurzen Überblick über die neurophilosophische Methodik.

Allgemein wird in der philosophischen Diskussion davon ausgegangen, dass in Aussagen über die Wirklichkeit eine Form des Identitätsprinzips erscheint, das die ontologische These beinhaltet, dass alles Seiende eine gewisse *Konstanz* des Seins hat.

In der formalen Logik ist Identität daher ein *terminus technicus* zur Bezeichnung einer vollständigen oder absoluten Gleichheit von Entitäten.

[Identität besteht] wenn in einer Aussageform mit Gegenstandsvariablen für diese Variablen Eigennamen oder Kennzeichnungen eingesetzt werden, die denselben Gegenstand bezeichnen, z. B. der Morgenstern ist derselbe Planet (Venus) wie der Abendstern. Ein Satz $a=b$ besagt, daß durch die Gegenstandskonstante a bezeichnete Objekt mit dem durch die Gegenstandskonstante b bezeichneten Objekt identisch ist, daß also a und b dasselbe Objekt bezeichnen. Reflexivität, Symmetrie, Transitivität und das Substitutionsprinzip sind diejenigen Eigenschaften, die dem Gebrauch des Gleichheitszeichens in der Logik zugrundeliegen.¹⁵

Für die, in der definitorischen Bestimmung von Identität enthaltene, Unterscheidung zwischen *numerischer Identität* und *qualitativer Gleichheit* ist es wichtig, herauszustellen, dass es sich bei numerischer Identität lediglich um *ein* Objekt, oder *eine* Entität handelt, auf das oder die sich zwei (oder mehrere) bedeutungsgleiche attributive Bestimmungen beziehen, die *salva veritate* austauschbar sind. Numerische Identität bezeichnet demnach die Relation, in der jede Entität zu sich selbst steht.¹⁶ Bei Gleichheit (oder qualitativer Identität) handelt es sich hingegen um zwei (oder mehrere) Objekte oder Entitäten, die nach Form und Inhalt gleich, aber numerisch voneinander verschieden sind.

0.2.2 Diachrone personale Identität

Wenn in der analytischen Philosophie des Geistes von Identität gesprochen wird, dann handelt es sich zumeist um diachrone personale Identität als derjenigen Fragen danach, (a) was es grundsätzlich bedeutet, zu sagen, jemand sei zu verschiedenen Zeitpunkten seiner Existenz ein und dieselbe Person und (b) was ebendiese Aussage wahr macht. Innerhalb dieser Fragestellungen deuten sich verschiedene Dimensionen des Problems diachroner personaler Identität an; eine *epistemische* und eine *ontologische* Perspektive, auf deren Unterschied hinzuweisen notwendig erscheint.

¹⁵ Precht/Burkard (2008): S. 257. Meine Einfügung.

¹⁶ Vgl. Teichert (1999): S. 1.

- (1) Die epistemische Frage beschäftigt sich damit, woher wir wissen, dass es sich bei einer Person x zu einem Zeitpunkt t_1 und einer Person y zu einem anderen Zeitpunkt t_2 um ein und dieselbe Person handelt und – jedenfalls nach meinem Verständnis – welche Implikationen sich daraus für die praktische Relevanz personaler Identität ergeben; bzw. warum konzeptuelle Antworten auf die epistemische Frage nach diachroner Personenidentität mit ihrer praktischen Relevanz korrespondieren. Diese Frage konzentriert sich auf die, in der Einleitung erwähnten, Kriterien, bzw. die *Beweisgründe*, die wir für personale Identität haben. Die interdependenten epistemischen Fragen lautet demnach: woher wissen und woran erkennen wir, dass es sich bei einer Person zu verschiedenen Zeitpunkten um ein und dieselbe Person handelt?
- (2) Die ontologische Frage befasst sich mit den *konstitutiven Bedingungen*, die bewirken, dass eine Person x und eine Person y zu verschiedenen Zeitpunkten ein und dieselbe Person ist. Mit anderen Worten: warum und unter welchen Bedingungen ist die Person x immer noch dieselbe Person, wie sie z. B. vor zehn Jahren war?

Dass die epistemischen und die ontologischen Fragen diachroner personaler Identität eng miteinander verknüpft sind, liegt auf der Hand und bleibt in der vorliegenden Arbeit fortwährendes Thema.

Als Grundlage für eine mögliche Antwort sowohl auf (1) als auch auf (2) gilt es zu ergründen, was für eine Art ontologisches und infolgedessen auch epistemisches Wesen eine Person, deren Identität aufgedeckt werden soll, überhaupt, bzw. *fundamental* ist. Jedes gehaltvolle Kriterium diachroner personaler Identität setzt ein synchrones Verständnis von Personsein voraus.

Martine Nida-Rümelin weist darauf hin, dass die übliche Redeweise davon, dass zwischen einer Person x in der Vergangenheit und einer Person y in der Gegenwart Identität über die Zeit hinweg – also diachrone personale Identität¹⁷ – besteht, in gewisser Weise missverständlich ist. Diese Redeweise legt nämlich den Gedanken nahe, dass zwischen den jeweiligen Personen eine gleichsam *besondere* Art von Identität bestünde, die von gewöhnlicher numerischer Identität zu unterscheiden ist. Die dahinterstehende Überlegung ist, dass diachrone personale Identität eine spezielle Unterform von numerischer Identität ist; ähnlich wie das Geschwisterverhältnis eine Unterform der Verwandtschaft ist. Bei Lichte besehen erkennt man allerdings bald, dass zumindest in metaphysischen

¹⁷ Nida-Rümelin und einige andere Autoren verwenden anstelle von *diachron* den synonymen Begriff *transtemporal*, um eine über die Zeit fortbestehende Identitätsrelation zu bezeichnen.

Aussagen, in denen diachrone personale Identität behauptet wird, lediglich von gewöhnlicher numerischer Identität die Rede ist.

Charakteristisch für Behauptungen bzw. Urteile transtemporaler Identität ist nicht die Zuschreibung einer besonderen Identitätsrelation, sondern vielmehr die Art und Weise, wie auf die Individuen, um deren Identität es geht, Bezug genommen wird.¹⁸

Schon anhand der unterschiedlichen Formulierungen bei der Fragestellung nach diachroner personaler Identität wird deutlich, dass nicht immer klar ist, wonach überhaupt gesucht wird und sofern dies klar erscheint, lässt sich mindestens ein abweichendes Verständnis des Problems bei verschiedenen Philosophen erkennen. Darüber hinaus ist bei der Frageformulierung Vorsicht geboten, um sich nicht bereits bei der Wahl der Terminologie auf die Grundannahmen einer bestimmten Theorie festzulegen.

Richard Swinburne fragt:

What are the logically necessary and sufficient conditions for a person P_2 at a time t_2 being the same person as a person P_1 at an earlier time t_1 , or, loosely, what does it mean to say that P_2 is the same person as P_1 ?¹⁹

Harold Noonan schreibt:

The problem of personal identity over time is the problem of giving an account of the logically necessary and sufficient conditions for a person identified at one time being the same person as a person identified at another. Otherwise put, it is the problem of specifying the criterion of personal identity over time.²⁰

In der *Stanford Encyclopedia of Philosophy* schreibt Eric Olson:

The question is what is necessary and sufficient for a past or future being to be you. If we point to you now, and then describe someone or something existing at another time, we can ask whether we are referring to one thing twice, or referring once to each of two things. (There are precisely analogous questions about the persistence of other objects, such as dogs.) The Persistence Question asks what determines the answer to such questions, or makes possible answers true or false.²¹

18 Nida-Rümelin (2006): S. 16.

19 Swinburne (1999): S. 377.

20 Noonan (1989): S. 2.

21 <http://plato.stanford.edu/entries/identity-personal/>.

Bei derartigen Frageformulierungen wird offenkundig ein *striktes* Verständnis von Identität zugrunde gelegt, das sich an *logisch* notwendigen und hinreichenden Bedingungen personaler Identität orientiert und auf diese Weise nach metaphysisch tragfähigen, identitätskonstituierenden Kriterien sucht. Ausgegangen wird hierbei von der klassisch-aristotelischen Definition von Identität als dem Phänomen der *unveränderbaren Selbigkeit* eines Gegenstandes, Begriffes oder einer Entität. Dieser Gedanke wird oft mit dem eingängigen Slogan *no entity without identity*²² pointiert. Es kann jedoch zweifelhaft sein, ob mit einer solch buchstäblichen Verwendung von Identität als einer logischen Relation – abgeleitet vom lateinischen Begriff *idem*²³ – dem Problem personaler Identität in praktisch relevanter Weise überhaupt angemessen auf die Schliche zu kommen ist.

Der menschliche Körper verändert sich im Laufe seiner Entwicklung wesentlich; bis auf einige wenige Gehirnzellen werden alle Körperzellen mehrfach ausgetauscht. Ebenso verändern sich offenbar persönliche Einstellungen, Präferenzen, Wertorientierungen, Charaktereigenschaften und weitere psychologische Merkmale im Laufe unseres Lebens zum Teil stark, ohne dass wir dabei von einem Identitätsverlust sprechen. Es liegt demnach nahe, dass es uns nicht um diese strikte, buchstäbliche Eigenschaft der Selbigkeit im Sinn einer unveränderten Entität geht, sondern um *kontinuierliche Wandelungen*, trotz derer wir als diejenigen fundamentalen Entitäten, die wir als je einzelne sind, persistieren.²⁴ Zentral bei einer solchen Betrachtung des Phänomens diachroner personaler Identität ist also eine andere Etymologie von Identität; nämlich die auf das spätlateinische Wort *identitatis* zurückzuführende Bedeutung von der *Wesenseinheit* des Menschen,²⁵ als einem – über allgemeine evaluative und normative Inhalte bestimmtes – Selbstverständnis der Person von sich und ihrem Körper.

In der vorwiegend metaphysisch motivierten Debatte wird hingegen basaler nach denjenigen notwendigen und hinreichenden logischen Bedingungen gesucht, die erfüllt sein müssen, um sagen zu können, es handle sich bei einer Entität zu verschiedenen Zeitpunkten um ein und dieselbe Person. Damit wird

²² Vgl. Quine (1969): S. 23. Dieser Ausdruck impliziert freilich die Annahme, dass jede Entität nur *eine bestimmte* Identität hat.

²³ Idem: derselbe, der gleiche.

²⁴ Der darin implizierte Unterschied zwischen *numerischer* und *qualitativer* Identität ist fortwährendes Thema der vorliegenden Arbeit und wird immer wieder aufgegriffen.

²⁵ Vgl. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen:
<http://www.koeblergerhard.de/der/DERI.pdf>.